



**ANSICHTEN DER
PROVINZ**

Der Niederrhein -
bunt und in Farbe

WEIHNACHTEN

Zwischen Stunk
und Schnitzeltaxi

Kult

6/2006: Dezember/Januar

Rechts: **Kabelführung** Sonsbeck;
 unten: **Winter** Moyland;
 mitte: **Marienkapelle** Kevelaer;
 mitte rechts: **Rheinbrücke** Emmerich



Auch wenn ich seit dem zweiten Lebensjahr in Wesel aufgewachsen bin und dort mein Abitur machte, kann man mich nicht in vollem Sinne als Niederrheiner bezeichnen. Mir fehlen doch einige wichtige Insignien. Da ist zunächst die Sprache: Wenn heute manchmal noch ältere Mitbürger Platt sprechen, muß ich mich anstrengen, dem Gespräch zu folgen. Auch Sitten und Brauchtum stehe ich eher fremd gegenüber. Ich freue mich weder das ganze Jahr auf die fünfte Jahreszeit, noch fangen meine Beine unruhig zu zucken an, wenn die Fanfarenzüge den Marschrhythmus für die Schützenvereine vorgeben. Ich verkrieche mich dann in meine vier Wände und fremdle.

Das wohlige Gefühl der Heimat, das ich bei der Wiederkehr immer wieder verspürt habe und verspüre, speist sich aus einer anderen Quelle: der Landschaft selber. Latent introvertiert bin ich schon früher stundenlang allein mit dem Rad am Niederrhein unterwegs gewesen. Der weite Blick über die Felder und Weiden lädt geradezu zum Denken ein. Der Niederrhein hat etwas Ehrliches, spielt keine falsche Idylle vor. Nach wenigen hundert Metern reißen einen Überlandleitungen, Stromhäuschen oder moderne Stallungen aus illusorischen Träumen. Wer losfährt, um unverstellte Natur zu entdecken, kehrt heim mit der Erkenntnis, wie schön eine moderne Kulturlandschaft sein kann.

Die niederrheinische Landschaft schult das Sehen. Hier gibt es nichts Spektakuläres, das den Blick allein auf sich lenkt. Was schön ist, das muß jeder schon selber im scheinbar Alltäglichen entdecken. Die Kamera hilft mir dabei. Mit ihr wähle ich aus und konzentriere mich auf die zunächst flüchtigen Eindrücke, die ich im Photo zu verdichten versuche. Ist das Bild fertig, entsteht ein Rückkopplungseffekt. Ich entdecke meine eigenen Bilder in der Landschaft wieder, einer Landschaft, die mich geprägt hat.

Meine Niederrheinbilder wirken auf den ersten Blick sehr bunt, sehr hart. Das ist nicht die Folge einer digitalen Bearbeitung, sondern die beabsichtigte Fehlentwicklung eines analogen Films. Ich benutze einen Diafilm und entwickle ihn als Farbnegativfilm im so genannten C-41-Process, auch als Crossentwicklung bezeichnet. Dieses Verfahren war vor einigen Jahren sehr populär, um eine trashige Popkultur zu illustrieren. Allerdings waren diese Bilder meist farbstichig, um die Schnelligkeit und Rauschhaftigkeit der Jugendkultur zu betonen. Mir bietet das Verfahren die Möglichkeit, wieder das eigentümlich Photographische stärker hervorzuheben. Die starken Kontraste, die den Belichtungsspielraum auf ein bis zwei Blendenstufen reduzieren, helfen, den Blick des Betrachters auf das Wichtige zu lenken.

Etwa wenn ich durch Griethausen nach Schenkenschanz fahre. Hier ist Deutschland fast vorbei. Und bis ans Ende der Welt kann's auch nicht mehr weit sein. Die gewaltigen Stahltonne machen schnell klar: bei Hochwasser wird Schenkenschanz zur Insel. Abgeschnitten von der Außenwelt. Dann werden Sandsäcke geschleppt und Wache gehalten. Spätestens dann wird die klaustrophobische Enge, die der Ortskern ausstrahlt, zur Geborgenheit. Hier spüre ich wie kaum woanders, was Niederrhein auch heißt: enge, lange Winternächte, die nicht von bunten Neonwelten der Einkaufsstraßen verkürzt werden, und die bedrohliche Nähe des grauen, dunklen Flußes. Dazu das ewige Schreien der Wildgänse, die auf der Halbinsel überwintern und der melancholischen Stimmung die akustische Untermalung liefern.

Martin Schenk von Nideggen, Kriegsherr im Dienste der Niederländer, erbaute das Dorf 1586 als Festung. Denn hier gabelte sich der Rhein in Rhein und Waal, ein idealer Ort, um Angriffe in die niederländischen Provinzen abzuwehren. Angriffe, die zuhauf kamen. Schenkenschanz



Ganz oben: **Hochwasser**, Grieth;
oben: **Altrhein**, Schenkenschanz;
Kreuzigungsgruppe, Xanten;
oben rechts: **Dohle**, Grieth
rechts: **Schloss**, Raesfeld

wurde zum Streitobjekt zwischen Niederländern, Spaniern, Franzosen und Preußen, und das Klever Land erschüttert von Kämpfen und Plünderungen.

Heute kommen keine feindlichen Heere mehr, sondern höchstens der Bäcker. Denn eine Bäckerei gibt es nicht auf Schenkenschanz – und auch kein Kino oder Theater für die lediglich 110 Einwohner. Eine Fähre ist die authentischste Art, sich der Schanz zu nähern. Zwar wird das Dörfchen, vom Rhein und einem Arm des Altrheins umflossen, nur bei Hochwasser zur Insel. Dennoch wird die Fähre rege genutzt. Für die Schänzer ist sie kostenlos, das wurde bei der Eingemeindung mit der Stadt Kleve vertraglich geregelt. Ein Fährmann wartet den ganzen Tag und fährt bei Bedarf.

„Wollen Sie auch wieder zurück?“ fragt er und kassiert 65 Cent für Hin- und Rückfahrt. Aber ja, warum?, entgegne ich. „Nun, es gibt Leute, die werden hier geboren und die wollen unbedingt hier begraben werden.“ Und das hat Gründe.

Es sind die alten Traditionen, die keiner missen will. Denn wenn einer stirbt auf Schenkenschanz, dann geht die Kunde um wie ein Lauffeuer. Und mit reibungsloser Selbstverständlichkeit sorgt die Nachbarschaft dafür, daß die betroffene Familie nicht über die Begräbniskosten in finanzielle Nöte gerät. Jeweils drei Nachbarn zur Rechten und drei zur Linken vereinbaren, wer den Sarg zum Friedhof tragen wird und welche Frauen beim traditionellen Leichenschmaus in der Gaststätte „Inselruh“ die Tische decken, Kaffee ausschenken und abwaschen. Denn wenn einer stirbt, dann ist das aus der Perspektive bäuerlicher Tradition keineswegs eine Privatangelegenheit, sondern ein öffentliches Ereignis. Und so fühlt sich auf Schenkenschanz auch heute noch die Allgemeinheit für die Abwicklung eines Begräbnisses zuständig.

Auf der Insel selbst gibt es nur einen evangelischen Kirchhof – seit eh und je ist Schenkenschanz eine evangelische Enklave am katholischen Niederrhein. Und „gegenüber“, auf der anderen Seite des Altrheins, in Düffelward, finden Katholiken ihre letzte Ruhestätte. Dann schifft sich heute wie früher die gesamte Dorfgemeinschaft samt Leichenwagen auf der kleinen Fähre ein, um dem Verstorbenen am anderen Ufer die letzte Ehre zu erweisen.

Früher, da erledigten die Nachbarn selbst noch die Arbeit des Totengräbers. Aber Anfang der 80er Jahre haben sie diesen Brauch in gegenseitigem Einvernehmen abgeschafft. Das kam so: 1980 gab es hintereinander drei Beerdigungen, die allesamt in eine Schlechtwetterperiode fielen. Und so wurde aus dem letzten Dienst dreimal hintereinander eine regelrechte Schlammschlacht, die die Nachbarschaft selbstverständlich im guten Beerdigungsanzug zu bewerkstelligen hatten. Da beschloß eine Bürgerversammlung, diese Arbeit an einen Totengräber abzugeben, der nicht zum Dorf gehört, und der sich folglich auch nicht in ein feierliches Gewand werfen muß. Die Kosten teilt sich die gesamte Dorfgemeinschaft seither.

Auf meiner Rückfahrt lächelte ich den Fährmann wissend an – und muß insgeheim doch an das Märchen „Vom Teufel mit den drei goldenen Haaren“ denken.

Konrad Hamacher: 1963 in Köln geboren/1965 Umzug nach Wesel/1985–1995 Studium in Köln/1995–2000 Metallarbeiten, Journalistische/photojournalistische Arbeiten fürs Fernsehen/2000 Umzug nach Grieth/ Seit 1996 Arbeit am Photoprojekt „Ansichten der Provinz“ über den Niederrhein (erscheint demnächst im Selbstverlag)/ Veröffentlichungen in u.a.: Die Zeit, Die Welt, fotoMAGAZIN, Kölnische Rundschau, Vie del Gusto, Allgemeine Dagblad sowie in Büchern